

## Schwestern und Brüder!

Wäre Jesus Priester gewesen, dann könnte die heute im Evangelium erzählte Szene quasi als seine „Heimatprimiz“ gelten: Er steht am Beginn seines öffentlichen Wirkens und kommt dabei nochmals an den Ort seiner Kindheit und Jugend, Nazaret. Solche Erstauftritte haben heute wie damals immer etwas Programmatisches an sich: Was da in Worten und Zeichen vermittelt wird, soll Grundsätzliches darüber ausdrücken, wie jemand sich und seine Kernaufgabe versteht. – Das ist auch für uns heute von zentraler Bedeutung, weil Jesu Sendung letztlich ja auch unsere Sendung, seine Aufgabe auch unsere Aufgabe als ChristInnen und als Kirche ist. – Man könnte die durch diese Erzählung aufgeworfene Frage auch noch anders zuspitzen: Was wären Kriterien dafür, um sagen zu können: „Ja, wir können uns mit Fug und Recht JüngerInnen Jesu Christi bzw. *seiner* Kirche nennen!“ – oder gar: „Da sind wir erfolgreich und überzeugend als *seiner* Kirche!“?

Etwas springt bei so einer Betrachtung geradezu ins Auge: Wenig bis nichts davon, was in vielen kirchlichen Kreisen so etwas wie Erfolgskennzahlen sind oder was spontan zu den kirchlichen Kernaufgaben gezählt wird, findet sich in der Stelle aus dem Buch des Propheten Jesaja, die Jesus quasi zu seinem Primizevangelium machte, also zu seinem Sendungs- und Arbeitsprogramm: Jesus ist gekommen, um den Menschen das Reich Gottes zu vermitteln, um sie also spüren zu lassen, was es heißt, wenn nicht Interessen und Mächte dieser Welt regieren, sondern Gott selbst. Keine Rede ist in diesem Zusammenhang allerdings von frommen Gebetsübungen und Gottesdiensten, von moralischen Normen und dogmatischen Lehren oder von typischen „Kirchensorgen“ wie geistlichen Berufe, Ehe und Familie u. dgl. mehr. Das Reich Gottes besteht für Jesus offenbar *nicht* darin, dass möglichst viele Menschen am Sabbat in die Synagogen bzw. sonntags in die Kirchen strömen, um religiöse Erbauung zu finden; oder dass sie die liturgischen Vorschriften und kirchlichen Weisungen punktgenau befolgen; oder dass möglichst viele Menschen die spirituellen, kulturellen, geselligen oder Bildungsangebote unserer Gemeinden wahrnehmen.

Was Jesus da in seiner Heimat-Synagoge aus dem Propheten Jesaja auf sich selbst und seine Sendung bezieht, geht in eine andere Richtung; es lässt sich nüchtern beschreiben als einen *sozialen* und einen *politischen* Auftrag: unmittelbare Sorge und Hilfe für die wirklich Armen und am Rande Stehenden unserer Gesellschaft (Arme, Gefangene, Blinde, Zerschlagene) – *und* Einsatz für Gerechtigkeit und sozialen Ausgleich.

Das Erstgenannte dürfte ziemlich klar und verständlich sein. Und wenn aktuelle Meinungserhebungen – allen FPÖ-Unkenrufen zum Trotz – ergeben, dass die sozial-caritative Arbeit der christlichen Kirchen immer noch hohe gesellschaftliche Akzeptanz und Wertschätzung genießt, dann hat diese angeblich so säkulare und kirchenferne Gesellschaft vom Evangelium vielleicht sogar mehr verstanden als so manch „kultur-christliche Abendländer“.

Neben dem sozial-caritativen Engagement steht im heutigen Evangelium aber gleichwertig der politische Einsatz für gerechte gesellschaftliche Strukturen, und der stößt nicht mehr überall auf so einhellige Zustimmung; er ist – das sei fairer Weise gesagt – auch nicht so leicht erkennbar und ablesbar aus dem heutigen Evangelium. Genau das ist aber gemeint, wenn Jesus von sich sagt, er sei gekommen, „ein Gnadenjahr des Herrn“ auszurufen. Hier bezieht Jesus sich auf eine Bestimmung im mosaischen Gesetz (*Lev 25,10*), die historisch zwar leider nie 1:1 umgesetzt worden ist, aber dennoch eindeutig ein Konzept zur Herstellung sozialer Gerechtigkeit darstellt: Alle 50 Jahre nämlich sollte nach dieser Bestimmung ein sogenanntes „Jobeljahr“ ausgerufen werden, in dem im Volk Israel wieder ausgewogene Besitzverhältnisse hergestellt werden sollten durch radikale Schuldenschnitte und Rückgabe verpfändeten Eigentums. Anders gesagt: In jeder dritten Generation sollte der gesamte Besitz einer Gesellschaft wieder gleichmäßig auf alle verteilt werden, sodass alle wieder die gleichen Ausgangschancen haben. Der unheilvolle, strukturell bedingte Kreislauf, in dem sich Armut ebenso vererbt wie Reichtum und soziale Spannungen dadurch stetig anwachsen, sollte dadurch regelmäßig durchbrochen werden.

Dieses eindeutig gesellschaftspolitische Konzept eines sozialen Ausgleichs gelangte – wie gesagt – im alten Israel nie zur realpolitischen Umsetzung. Dennoch bezieht Jesus auch dieses Wort auf sich und seine Sendung. Dazu ist er eben auch gekommen: nicht nur, um Notleidenden beizustehen und unmittelbar zu helfen, sondern auch, um an den strukturellen Ursachen von Not und Unrecht anzusetzen und sie zu verändern.

Ich komme nochmals zurück auf die eingangs gestellte Frage: Inwieweit können wir uns vor diesem Hintergrund mit Fug und Recht JüngerInnen Jesu Christi bzw. *seiner* Kirche nennen? Diese Frage stellt sich in unserer Gottesdienstgemeinde mit besonderem Nachdruck: Anders als in den meisten Pfarrgemeinden gibt es bei uns weder sozial-caritative noch aus dem Gemeindeleben heraus legitimierte politische Aktivitäten. Insofern hat die gestellte Frage hier jedeR für sich selbst zu beantworten – und zwar positiv, weil es anders keine Jüngerschaft in der Nachfolge Jesu gibt.